

Arne Vestbø: *Moritz Rabinowitz. En biografi*. Oslo:

Spartacus forlag 2011, 253 S.

Seit dem überragenden Erfolg des Dokumentarfilms *Der Mann, der Haugesund liebte* (*Mannen som elsket Haugesund*) von Jon Haukeland und Tore Vollan aus dem Jahre 2003 war es nur eine Frage der Zeit, bis dieses Buch geschrieben werden würde. Moritz Rabinowitz (1887–1942) war in den 1930er Jahren einer der profiliertesten Juden Norwegens und der einzige unter ihnen, der in der Hafenstadt Haugesund lebte. Im Laufe seiner beruflichen Karriere baute der einstige Einwanderer aus Polen sich ein Konfektionsimperium auf, das schließlich mehrere Städte Süd-Norwegens umspannte und um das er von vielen beneidet, für das er aber vermutlich nur von wenigen bewundert wurde.

Doch Moritz Rabinowitz war nicht nur ein erfolgreicher Geschäftsmann, er war auch ein aufmerksamer Beobachter und Kommentator des Zeitgeschehens. Mit mehreren Hitler-kritischen Artikeln machte er ab 1932 sogar außerhalb Norwegens von sich reden. Im *Westdeutschen Beobachter* wurde er 1936 als „der weltliche Führer der Juden in Norwegen“ bezeichnet, und als die deutsche Wehrmacht 1940 Norwegen besetzte, so heißt es, soll er einer der ersten gewesen sein, dessen die deutschen Häscher habhaft werden wollten.

Nach monatelanger Flucht und dem Leben in verschiedenen Verstecken an abgelegenen Orten West-Norwegens wurde Rabinowitz Ende 1940 gefasst und im November 1941 in das KZ Sachsenhausen deportiert. Hier starb er am 27. Februar 1942. Als offizielle Todesursache wurde Lungenentzündung angegeben.

Im norwegischen Volksmund hielt sich lange das Gerücht, dass, wenn Rabinowitz nur gewollt hätte, er dem Tod in einem deutschen Konzentrationslager hätte entgehen können. Der eigene Reichtum sei ihm zum Verhängnis geworden. Der Film von Jon Haukeland und Tore Vollan räumte mit diesem antisemitischen Mythos zum ersten Mal auf und formulierte eine andere These: Demnach liebte Rabinowitz Haugesund, was ihm nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Norwegen die Flucht ins Ausland unmöglich machte. Mehrmals sei die Überfahrt nach Island ins Auge gefasst worden. Die Tragik des Moritz Rabinowitz lag nun nicht nur darin, dass er von der Gestapo gefasst und ermordet wurde, sondern auch, dass er von seiner Heimatstadt Haugesund nie „zurückgeliebt“ wurde.

Arne Vestbø, norwegischer Historiker und Absolvent eines Magisterstudienganges in

*Holocaust studies*, schreibt in seiner Biographie über Moritz Rabinowitz, dass es in Norwegen länger als anderswo gedauert habe, bis man verstand, dass der Völkermord an den europäischen Juden nicht erst in den deutschen Konzentrationslagern stattfand, sondern vor den eigenen Haustüren begann. 1986 wurde mit dem Hauge-sunder Gedenkstein für Moritz Rabinowitz immerhin das erste individuelle Denkmal für einen norwegischen Juden errichtet, der während des Zweiten Weltkriegs ums Leben kam. Bis heute sind individuum-zentrierte Erzählungen aus Norwegen, die das Leiden der Holocaustopfer nachvollziehbar machen, aber rar. Mit Haukelands und Vollans *Der Mann, der Haguesund liebte*, Espen Søybyes *Kathe. Deportiert aus Norwegen (Kathe, alltid vært i Norge; 2003)* und Ruth Maiers *Das Leben könnte gut sein (Ruth Maiers dagbok; 2007)* hat sich in den letzten Jahren einiges getan. Trotzdem ist heute gerade die Österreicherin Ruth Maier, die Anfang 1939 nach Norwegen kam und hier nicht einmal vier Jahre ihres Lebens verbrachte, diejenige der aus Norwegen deportierten und im Holocaust ermordeten Jüdinnen und Juden, über die am meisten bekannt ist.

Arne Vestbøs Biographie ist in gewisser Weise das Buch zum Film von Jon Haukeland und Tore Volla. Es stützt sich weitgehend auf das gleiche Material, sowohl was die schriftlichen Quellen als auch die Zeitzeugenstimmen angeht, und

der Autor vertritt die gleichen Thesen. Das Buch bleibt aber in mancher Hinsicht hinter dem Film zurück. Denn da, wo es Haukeland und Volla gelang, durch pointiert gesetzte Gegenüberstellungen von heutigem und historischem Material den Menschen Moritz Rabinowitz erfahrbar werden zu lassen, beschränkt Vestbø sich auf das bloße Nacherzählen der äußeren Fakten zu Rabinowitz' Lebensweg. Er konzentriert sich auf den Geschäftsmann Rabinowitz, wie er in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, und versucht, einen Menschen aus der Außenperspektive zu zeigen, der nie in die ihn umgebende Gemeinschaft aufgenommen wurde. Vestbø begründet sein Vorgehen damit, dass es abgesehen von einigen Fotos, Büchern und Möbeln kaum private Gegenstände aus dem Nachlass Rabinowitz' gebe. Es ist kein Tagebuch überliefert, und überlebende Verwandte gibt es auch nicht. Rabinowitz' Frau Johanna, deren Vater einst Kantor in Berlin war, starb 1939, und die gemeinsame Tochter Edith wurde 1943, ebenso wie Moritz Rabinowitz' Bruder Herschel, mit ihrem Sohn in Auschwitz ermordet.

Die Begründung Vestbøs muss man gelten lassen und die Schwierigkeiten, die sich für den Biographen aus der vollständigen Auslöschung einer Familie ergeben, in Rechnung stellen. Wie frühere Angestellte Rabinowitz' mitgeteilt haben, muss ihr Arbeitgeber ein einsamer Mensch ge-

wesen sein. Als einziger Jude im christlich-pietistischen Hagesund wurde er von seinen Mitmenschen ausgegrenzt. Privaten Umgang pflegte mit ihm so gut wie niemand. Dennoch erstaunt die Distanziertheit, mit der Vestbø die Lebensgeschichte Rabinowitz' erzählt. Der Biograph muss sich doch an der Fülle des Materials messen lassen, mit dem Haukeland und Vollan vor wenigen Jahren ihr Publikum überzeugen konnten.

Bleibt aber schon Rabinowitz in der Darstellung Vestbøs merkwürdig blass, so fragt sich der Leser auch, warum der Autor so gut wie nichts über die nicht-jüdischen Protagonisten seines Buches mitteilt. Es fallen Namen wie Hanna Hetland, Bergljot Førre und Erling Engedal, die 2003 schon Haukeland und Vollan Rede und Antwort standen. Aber keiner dieser Informanten scheint eine eigene Geschichte zu haben. Nicht einmal Angaben zum Alter und zur Dauer des Stellenverhältnisses in der Firma Rabinowitz' werden gemacht. Offen bleibt selbst die Frage, ob jemand von ihnen noch am Leben ist. Offensichtlich hat Vestbø mit ihnen selbst keine Gespräche geführt. Auch außerhalb Norwegens scheint Vestbø kaum Nachforschungen angestellt zu haben. Das ist bedauerlich. Wie kommt es, dass Moritz Rabinowitz' Tochter Edith Reichwald und ihr zweijähriger Sohn im Berliner Gedenkbuch der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus

(1995) aufgeführt wurden und es hier heißt, die beiden seien am 2. März 1943 von Berlin nach Auschwitz deportiert worden? Edith sei zu dieser Zeit mit ihrem zweiten Kind schwanger gewesen. Bei Vestbø ist hiervon nicht die Rede. An einer Stelle wird behauptet, Rabinowitz habe eine Geliebte gehabt. Über sie teilt Vestbø mit: „Sie war Witwe und hieß Aagot Kvam, heiratete aber später erneut und nahm einen anderen Namen an.“ („Hun var enke og het Aagot Kvam, men giftet seg senere på ny og fikk et annet navn.“, S. 108) Diese Information ist neu, doch viel mehr erfährt der Leser über Kvam leider nicht. Auch an die Frage, was es mit Rabinowitz' postulierter Liebe zu Hagesund auf sich hatte, wagt Vestbø sich nicht heran. Aus seiner Darstellung wird nicht ersichtlich, warum Rabinowitz eine so starke Hingabe an die norwegische Hafenstadt verspürt haben soll, wo deren Einwohner ihm doch unmissverständlich zu verstehen gaben, dass sie ihn nicht als ihresgleichen betrachteten. Immerhin zogen Rabinowitz' Frau und Tochter es schon 1927 vor, im weiter nördlich gelegenen, urbaneren Bergen zu leben.

Insgesamt bietet Arne Vestbøs Buch nur wenig, das nicht bereits aus dem Film von Haukeland und Vollan bekannt wäre. Der Autor hat sich eine große Chance entgehen lassen.

*Raimund Wolfert (Berlin)*